

Lektüren

Janna Commans, *Community, Urban Health and Environment in the Late Medieval Low Countries (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought, Fourth Series), Cambridge, Cambridge University Press, 2021, 352 S.*

Janna Coomans entwickelt einen originellen, sowohl biopolitischen als auch räumlich-materiellen Ansatz zu den Gesundheitspraktiken in den niederländischen Städten des Spätmittelalters. Sie untersucht die städtische Gouvernementalität der Gesundheit systematisch, das heißt in sehr unterschiedlichen Bereichen des sozialen Lebens, und zeigt, dass die Verwaltung von Gesundheitsfragen Teil der kommunalen Ideologie des Gemeinwohls war. Aufgrund einer Auswertung von vor allem gerichtlichen und buchhalterischen Archiven der Städte Gent, Leiden und Deventer von der Mitte des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts hebt sie vier Ziele der städtischen Gesundheitspolitik hervor: Die Städte wollen erstens eine gut funktionierende Infrastruktur, zweitens Wasser und Nahrung in ausreichender Menge und Qualität, drittens eine effektive (aber nicht unbedingt zentralisierte) Abfallentsorgung und viertens eine moralisch gesunde Gemeinschaft organisieren.

Einleitend wird im ersten Kapitel die Geschichte des Konzepts der öffentlichen Gesundheit auf der Grundlage der damals gültigen galenischen oder humoralmedizinischen Theorien dargestellt. Die Studie konzentriert sich auf räumliche Interventionen und erinnert daran, wie diese Theorien von den verschiedenen niederländischen Regierungsorganen genutzt wurden. Die Analysen der Straßenpflasterung, des Wasserregimes, der Brandverhütung und der militärischen Sicherheit zeigen, dass Gesundheitsinteressen die Minderung kollektiver Risiken durch Anpassungen der bebauten Umwelt implizierten. Präventive Maßnahmen prägten

daher die Morphologie der Städte von Beginn der Urbanisierung an. Die Stadtregierungen waren bereit, große Summen in die Verbesserung der Sicherheit und des Wohlbefindens zu investieren und realisierten ein Programm, das den Geldfluss erhalten sollte. Die Schaffung und Anpassung komplexer Infrastrukturen förderte auch die Gesundheits- und Instandhaltungsroutinen. Diese erforderten eine Koordination hinsichtlich der Verteilung von Verantwortlichkeiten und Aufgaben sowie der Überwachung dieser Vorkehrungen.

Das zweite Kapitel befasst sich mit den routinemäßigen Kontrollmechanismen der kommunalen Sanitärversorgung. Die Sauberkeit von Straßen und Wasserläufen beinhaltete ständige Verhandlungen zwischen Regierungsstellen und Einwohnern:innen, und letztere leisteten regelmäßig und in großem Umfang ihren Beitrag zur Instandhaltung der städtischen Umwelt und der Wasserwege. Auf Seiten der städtischen Behörden waren die Verantwortlichen der Gesundheitspolizei die wichtigste Gruppe, die für die Umsetzung der Politik in die Praxis zuständig war. Da sie in den gesamten Niederlanden ständig präsent waren, entwickelten sie eine Reihe von Maßnahmen zur Bekämpfung von Problemen, die als potenziell umweltverschmutzend, schädlich oder irgendwie problematisch wahrgenommen wurden. Das Kapitel dreht sich um zwei Brigaden, in Gent und Deventer, und die Rekonstruktion ihrer Aktivitäten stellt die negative Bewertung der Umsetzung der Hygienegesetze durch die frühere Geschichtsschreibung in Frage. Die Gesundheitsbeamten führten Routinekontrollen durch und koordinierten die Abfallentsorgung. Dadurch verstärkten sie die Regierungspräsenz in den städtischen Räumen und überwachten die dort stattfindenden alltäglichen Angelegenheiten. Gesundheitsinteressen trugen also

dazu bei, die Machtansprüche der Kommunen zu legitimieren, insbesondere über ein spezifisches Netzwerk von Räumen, die als wesentlich galten und sauber und zugänglich gehalten werden mussten.

Das dritte Kapitel zeichnet nach, wie Gesundheitsbelange die verantwortungsvolle Führung von städtischen Lebensmittelgeschäften beeinflussten. Die Lebensmittelmärkte wurden so verändert, dass Produkte, die als unsicher für den Verzehr eingestuft wurden, aus dem Markt beseitigt werden konnten. Die zentrale Stellung der Nahrung in den galenisch-medizinischen Theorien zur Erhaltung der Gesundheit spiegelte sich in einem städtischen Kontext wider, insbesondere in den Richtlinien für drei stark regulierte Produkte: Fleisch, Fisch und Getreide. Die Marktinspektoren, und wahrscheinlich auch die Verkäufer:innen und Käufer:innen, wandten medizinisches Wissen über Haltbarkeit und Krankheitsrisiken an. Die umfassende Regulierung der Versorgung mit Getreide und Brot war eng mit städtischen Fragen und drohenden Engpässen verknüpft. Schließlich stand das Metzgerhandwerk als Quelle der Umweltverschmutzung durch die Koordinierung der Entsorgung von Innereien besonders im Fokus.

Das vierte Kapitel verlagert die Perspektive auf die kollektiven Initiativen der Bewohner:innen, um die Gesundheit in ihren Lebens- und Arbeitsumgebungen zu gewährleisten. Nachbar:innen teilten oftmals die gleiche Infrastruktur und die gleichen Hygienevorschriften. Gerichtsfälle, in denen es um Nachbarschaftsstreitigkeiten ging, zeigen, dass die Bewohner:innen regelmäßig versuchten, den Zugang zu Frischwasser und hygienischen Haushaltseinrichtungen wie Senkgruben, Abflussrohren und Latrinen zu gewährleisten und üble Gerüche und andere Belästigungen aus den Wohnumgebungen zu verbannen. Ausgedrückt in einem Diskurs, der sich um Schäden und Belästigungen drehte, wurde das lokale Wohlbefinden – eine „gute Nachbarschaft“ – durch die Kombination von sozialer Sicherheit und materieller oder infrastruktureller Funktionalität gewährleistet.

Das fünfte Kapitel nutzt die in den vorangegangenen Kapiteln aufgebauten Perspektiven auf die Gesundheit, um die städtischen Reaktionen auf die Pest neu zu interpretieren. In diesem Kapitel wird argumentiert, dass die niederländischen Städte, als sie Maßnahmen gegen die Ausbreitung von Epidemien ergriffen, eher bereits bestehende gesundheitspolitische Maßnahmen anwandten als neue erfanden. Im sechsten Kapitel schließlich wird die Rolle der Biopolitik bei der Bildung der städtischen Gemeinschaft vertieft, indem anhand von Strafgerichtsakten untersucht wird, wie politische Entscheidungsträger in der Praxis gesundheitliche Verbindungen zwischen Armut, Lepra und Sexualität herstellten. Die städtischen Behörden nahmen nämlich die Ausrottung der Sünde in ihr Programm zum Schutz der öffentlichen Gesundheit auf.

Diese historische Arbeit mobilisiert demnach auf neue Weise zwei konzeptuelle Grundlagen aus den Sozialwissenschaften, vor allem der Soziologie und der Anthropologie. Zum einen adaptiert sie Michel Foucaults Konzept der „Biopolitik“ für die Vormoderne, verstanden als eine Form der Kontrolle über die Menschen durch das Prisma der biologischen Verwaltung, anders gesagt als eine Art des Regierens, die dialektisch sowohl das Leben als auch das Politische transformiert (das Leben strukturiert die Macht, und die Macht strukturiert die Lebensbedingungen). Interessant ist dabei die Überlegung, dass diese spätmittelalterlichen Städte noch vor dem modernen Nationalstaat auch politische, ‚Staatsbürgerschaft‘-herstellende Gemeinschaften waren, die das Wissen über Gesundheit in der Herrschaft ihrer Untertanen als Disziplinierungs- und Strukturierungsinstrument einsetzten. Andererseits greift diese Arbeit auf die ‚hybride‘ Soziologie zurück, die dazu zwingt, den Anthropozentrismus aufzugeben: Sie integriert somit Tiere und natürliche Umgebungen als Wesen, Aktanten, die an der biologischen Matrix der städtischen Macht teilhaben, und analysiert natürliche Topographien und von Menschen gebaute oder manipulierte Umgebungen auf eine rela-

tionalere und inklusivere Weise als bisher vorgeschlagen wurde.

Zwei wichtige Beiträge dieser Arbeit können hervorgehoben werden. Zum einen haben die Maßnahmen zur Verhinderung der Ausbreitung der Pest, ob sie nun die Abfallentsorgung koordinierten, den Lebensmittelhandel beaufsichtigten, Straßen und Gewässer sanierten oder moralisch schädliche Aktivitäten untersagten, die Gesundheitspolitik vor 1348 eher gestärkt als neu erfunden. Entgegen der These von der durch die Pest ausgelösten politischen Neuheit wandten die Reaktionen auf diesen Gesundheitsschock bereits bestehende Routinen und Muster der Gesundheitsförderung an und intensivierten sie, weil sie bereits als Bedrohung für das körperliche und moralische Wohlergehen der Gemeinschaft wahrgenommen wurden.

Vor allem aber hat das Buch das große Verdienst, die Regelmäßigkeit und Prägnanz dessen hervorzuheben, was die Autorin treffend als „Biopolitik der Routine“ bezeichnet. Sie zeigt, wie – anstelle von Ad-hoc-Reaktionen auf epidemische Krankheiten – die Interessen der öffentlichen Gesundheit zu routinemäßigen und dauerhaften Eingriffen der Regierung in das gewöhnliche Funktionieren der Stadt führten, und zwar im Zusammenhang mit einem breiten Spektrum von Fragen zum Schutz des Gemeinwohls. Dieser Begriff spielte eine zentrale Rolle in der Gemeinschaftspolitik und der Wahrnehmung des Wohlergehens der Bevölkerung in den Niederlanden. Sie stellt die Mittel vor, die von den niederländischen Stadtgesellschaften konkret eingesetzt wurden und die oft verschiedene Ansätze kombinierten: Regulierung, Inspektion oder Polizei, Delegation oder Aneignung der Koordination von Aufgaben, die von anderen Gruppen ausgeführt wurden, sowie Zentralisierung von Arbeiten, die durch (oft indirekte) Steuern und kommunale Investitionen finanziert wurden. Da es aber nie genug Polizeibeamte vor Ort gab, wurde ihre Arbeit durch Kooptation, Anreize und Gruppendruck erleichtert, indem ihnen beispielsweise ein Teil der erhobenen Geldstrafe angeboten wurde. Somit lassen sich diese Akteure nicht auf die städtischen Eliten

reduzieren, auch wenn diese eine wichtige Rolle spielten: Aus den Archiven lässt sich ein breites, multidirektionales und polyzentrisches Bild der städtischen Gesundheitspraktiken rekonstruieren, in dem Nachbarn und Gilden biopolitische Techniken des Regierens im Kleinen anwendeten, die umso wirksamer waren, je leiser sie waren. Die Gesundheitspraktiken ermöglichen es also, die verschiedenen Arten der Bildung lokaler Gemeinschaften und die Funktionsweise von Macht zu erforschen, sowie die Art und Weise, wie Faktoren der Räumlichkeit und Materialität an der Strukturierung der sozialen Bindungen zwischen den Bewohner:innen beteiligt sind.

Über diese beiden themabezogenen Schwerpunkte hinaus hat diese Studie drei weitere, weiterreichende Interessen. Das erste Verdienst dieses Buches besteht darin, dass es Themen zusammenfasst, die für die mittelalterlichen Menschen unter dieselbe heilsame Logik fallen, während sie seit der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts, die Wirtschaft und Religion aus dem sozialen Ganzen herauslöste, von unterschiedlichen Anliegen abhängen und getrennt behandelt werden. Dieser ganzheitliche Ansatz rekonstruiert eine Sinnlichkeit für die Zeit des Mittelalters, die soziokulturelle, politische, spirituelle und materielle Aspekte als dynamisches Ganzes untersucht. Diese ganzheitliche, historisch-anthropologische Auffassung von Gesundheit im Mittelalter, die das humorale Gleichgewicht des Körpers über die Lehre von den sechs *res non naturales* (Luft, Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, Bewegung und Ruhe, Einnehmen und Ausstoßen, Emotionen) mit seiner Umwelt und der gesamten göttlichen Schöpfung in Verbindung brachte, hat sich in unentwirrbaren Verbindungen zwischen geistiger und körperlicher Gesundheit sowie in komplexen Wechselwirkungen mit wirtschaftlichen und politischen Interessen, rechtlichen Eigentumsfragen, Streitigkeiten über Grundstücksgrenzen und dem Wunsch nach einem höheren Lebensstandard niedergeschlagen. So wie also Misthaufen und verstopfte Abwasserkanäle als Gefahr für den

öffentlichen Raum wahrgenommen wurden, galt dies auch für ausländische Bettler, Leprakranke, Ehebrecher, Prostituierte, Nachtschwärmer und streunende Hunde.

Das zweite Verdienst dieser Studie besteht darin, dass sie die konkrete und sehr reale, wenn auch wenig sichtbare Rolle der Akteur:innen der routinemäßigen Biopolitik aufdeckt, das heißt all jener Personen, die eingriffen, um die im Namen des Gemeinwohls erlassenen städtischen Regeln durchzusetzen, seien es städtische Bedienstete oder informelle Nachbarschaftsgemeinschaften. Einerseits bringt sie von den Städten bezahlte Aufseher-Reiniger wie den *coninc der ribauden* in Gent (S. 95–110) oder Deventer (S. 111–120) hervor, die Teil dessen sind, was Janna Coomans als „Abfall-Biopolitik“ bezeichnet, und im Mittelalter unbemerkt blieben, weil sie keine korporatistische Dokumentation hervorbrachten: Man muss die Informationen aus den städtischen Rechnungen fischen, die ihre Gehälter und Zahlungen enthalten, und aus den städtischen Verordnungen, die ihre polizeilichen Aufgaben übertragen. Janna Coomans untersucht auch Verstöße gegen die Marktregeln anhand von Geldstrafen und symbolischen Sanktionen, die in Gent und Ypern im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert belegt sind: Selbst wenn sie nur schwach ausgeprägt waren, stellen sie einen Beweis für die tatsächliche Anwendung der Marktregeln dar, die keine leere Rede ohne greifbare Auswirkungen waren. Janna Coomans stimmt daher nicht mit Ernest Sabines Schlussfolgerung überein, dass sich die Londoner Metzger im Allgemeinen an die Regeln hielten und dass Übertretungen als Einzelfälle zu betrachten seien, insbesondere was den Verkauf von schlechtem Fleisch betrifft.

Doch die städtische Biopolitik wandert nicht nur von den regierenden Eliten hinunter zu den einfachen Bewohner:innen: Sie wird von letzteren auch selbst betrieben. So bildeten sich unter anderem nachbarschaftliche Mikrogemeinschaften, die direkte Autorität über ihre unmittelbare Umgebung hatten. Die gemeinsam genutzten hygienischen Einrichtungen in und um die Häuser bildeten

urbane Räume, die halb öffentlich und halb privat waren und dauerhafte soziale Bindungen zwischen denjenigen, die sie nutzten, schufen, die manchmal über mehrere Generationen hinweg anhielten. Ein solches sozio-materielles Engagement erforderte ein hohes Maß an Vertrauen, dass sich die Nachbar:innen an die bürgerlichen Normen halten würden. Wenn dieses Vertrauen gestört wurde, wandten sich die Bewohner:innen manchmal an die städtischen Behörden. Janna Coomans analysierte 200 Gerichtsverfahren im Zusammenhang mit Nachbarschaftsstreitigkeiten über Entwässerung, Abfallentsorgung und Frischwasserversorgung, die alle von demselben Diskurs geprägt waren, der körperliche Unreinheit und Unmoral miteinander verband, wie er in Konflikten über gutes Benehmen zu hören war.

Das dritte Verdienst dieses Buches besteht schließlich darin, dass es Eckpunkte des spätmittelalterlichen Funktionierens beleuchtet, die mit anderen städtischen Gesellschaften dieser Zeit innerhalb der Niederlande, aber auch darüber hinaus geteilt wurden. Es zeigt die Existenz einer interstädtischen Kultur in den Niederlanden, die durch ein sowohl dichtes als auch dezentralisiertes Städtenetzwerk gekennzeichnet war: Einige Erwähnungen deuten, wenn auch unterschwellig, auf einen Informationsaustausch zwischen den Städten über die Regeln für das Funktionieren in solchen Gesundheitsfragen hin. Eine weitere Gemeinsamkeit der mittelalterlichen Städte ist die Fülle an städtischen Beschilderungen: Die Städte in den Niederlanden hatten eine systematische visuelle Sprache entwickelt, die zur Schaffung von Ordnung beitrug. In einer Gesellschaft, in der das geschriebene Wort nicht unbedingt von allen verstanden wurde, war die symbolische Anzeige von Status und Gefahren durch Gegenstände und Bilder ein wirksames Mittel, um das soziale Funktionieren mit Abgrenzungsstrategien zu regulieren, die von der gesamten Bevölkerung verstanden werden konnten. So wurde beispielsweise das Strohband, mit dem pestinfizierte Häuser markiert wurden, in mehr als zwölf niederländischen Städten verwendet. Ebenso wurden Waren minderer

Qualität (die mehr als einen Tag alt waren) auf den Märkten mit einer kleinen Fahne oder einem Marker gekennzeichnet. Wenn Janna Coomans diese konkreten Beispiele für eine gemeinsame visuelle Sprache in den Städten der Niederlande anführt, so gilt dies auch im weiteren Sinne für das mittelalterliche Europa. Während uns alle diese Triebfedern des spätmittelalterlichen Stadtbetriebs zumindest in Nordeuropa weitgehend gemeinsam erscheinen, ermöglicht das Werk von Janna Coomans im Gegensatz dazu, einige Besonderheiten zu erfassen, die den Niederlanden eigen sind, wie zum Beispiel in Bezug auf Prostitution.

Insgesamt bietet die Lektüre dieses anregenden Buches also die Möglichkeit, auf intelligente Weise Teile des historischen Wissens mit bestimmten Beiträgen aus den Sozialwissenschaften zu verbinden und zu reflektieren.

Hélène Noizet (Paris)

Bernhard Jussen, Das Geschenk des Orest. Eine Geschichte des nachrömischen Europa. 526–1535, München, C.H. Beck, 2023, 480 S.

Ich bin mir sicher, dass es Bernhard Jussen mit seinem neuen Buch gelingen wird, den Fachkonsensus und die an der europäischen Vormoderne interessierte Lesewelt vierfach nicht nur zu provozieren, sondern auch – was sehr wünschenswert wäre – in Bewegung zu bringen: kulturpolitisch (1), methodologisch (2), mediologisch (3) und thematisch (4). Alle vier Dimensionen hängen verzwickelt, aber folgerichtig miteinander zusammen. Dies zu zeigen und damit dem Buch gerecht zu werden, erfordert ein traktartiges Vorgehen.

1. Kulturpolitisch: Jussen spricht dem ‚Mittelalter‘ als Markierung des Jahrtausends zwischen Antike und Moderne jeden ernst zu nehmenden kulturellen Erklärungswert ab. Es gilt ihm als inhaltlich beliebiges Mittelstück der obsoleten eurozentrischen Epochentrias (Antike – Mittelalter – Moderne/Neuzeit), die in den Vermittlungs-

stitutionen der Erinnerungskultur – Schule, Universität, Verlage, Verband, Forschungseinrichtungen – fortwirkt, trotz vieler Kritiken seit der Aufklärung bis zum Postkolonialismus. Stattdessen experimentiert Jussen mit dem Langzeit-Prädikat „nachrömisch“. Er will damit eine grundsätzliche Umorientierung im Umgang mit dem vormodernen Millennium Europas anstoßen. Sein Kernargument ist die Hypothese des *Transformations*charakters des vergangenen Geschehens, eine Grundqualität, die es erlaubt, auf fest gefügtes Zeitraumdenken mit stabilen, gültigen Merkmalen, Anfang und Ende (bzw. Aufstieg und Niedergang) zugunsten *umfassender Offenheit* zu verzichten – will sagen, auf zielgerichtetes „Werden“, auf „Entwicklung“. Welche Antike auch immer adressiert ist – für Jussen die römische Mittelmeergesellschaft (Kapitel 2) –, sie bleibt im ersten christlichen Jahrtausend allseits nachlebende Wirklichkeit, wenn denn betreffende Zeugnisse „überlebt“ haben und fortwirken.

2. Methodologisch: Wie nun hat Jussen diese Hypothese einer transformativen Offenheit theoretisch entfaltet? Er erläutert sie – in skizzenhafter Kürze (S. 15 f.) – als das Zusammenspiel zweier Prinzipien: dessen „Ermöglichungsbedingungen“ und dessen „Pfadabhängigkeit“ sowie, ergänzend, dessen „Inselhaftigkeit“ (begrenzte Reichweite und Wirkung). Diese Trias ist zum einen gegen epochenideologisch verdächtige Axiome wie Intentionalität, Ursprung, Kausalität, Kontinuität und Werden gerichtet. Wie aber hat er sie forschend und darstellend umgesetzt? Welcher „Versuchsanordnung“, ein Vorzugswort von ihm, ist er gefolgt?

3. Mediologisch: Jussen hat bild- und dinglichen Zeugnissen den Vorzug für seine Beweisführung gegeben, nicht schriftlichen. Er nennt dies „Medienwechsel“. Diese wagemutige Abkehr vom skriptozentrischen Normalverfahren der Historie ist in meinen Augen nicht nur innovativ, angesichts der wachsenden Verfügbarkeit von Bildern, ihrer kommunikativen Bedeutungssteigerung und

der Fortschritte in den Bildwissenschaften, sondern sie ist zugleich auch operativ folgerichtig. Seine Suche nach „pfadentscheidenden Momenten“ im Zeitfluss des nachrömischen Millenniums und sein Gespür für Situationen der Verdichtung von „Ermöglichungsbedingungen“, beides hat ihn nahezu logisch zum Bild- und Figurengut der Zeit geführt. Diese Zeugnisse stehen durch ihre „Position(alität)“ – sie sind datiert, lokalisiert, autorisiert –, durch ihre visuelle Prägnanz und ihre inhaltliche Abbreviatur (Cassirer) der methodologischen Trias Jussens deutlich näher als Schriftwerke. Gleich ob Fresko, Elfenbeintafel, Statuette, Ikone, Münze, Siegel, Zeichnung, Holzschnitt, Graphik, Buchillustration, Tafelbild – jedes „Stück“ kann sich als das erkenntnisproduktivere „Material“ für eine *andere* Geschichte erweisen als schiere Texte. All diese Zeugnisse waren einmal der Fall, bewahren aber in ihrem Nachleben mehr Überlieferungsnähe als Schriften, und sind extrem inhalts- und bedeutungsreich. Jussen beschreibt und erklärt seine gewählten Zeugnisse als strategische und situativ gebundene „Signate“, als emblematische „Weltentwürfe“, als handlungsleitende „Deutungsmuster“, als markante „Sinnfigurationen“, ja als „Geschichtszeichen“ (Kant, Kittsteiner) im Jahrtausend zwischen 526 und 1535, nicht *des* Jahrtausends. Mit diesem vorwiegend aus der Bildwissenschaft stammenden Vokabular artikuliert er gewissermaßen seine mediologische Wende. Dazu kommt, dass die Zeugnisse dazu tendieren, die *repräsentative* Dimension der vergangenen Gegenwart zu favorisieren. Diese Eigenschaft entspricht Jussens Darstellungsstrategie. Es geht ihm um die „ideengeleiteten Verschränkungen von Haltungen und Handlungen“, um eine prinzipielle Verschiebung des historischen Erklärungsziels und -stils vom gewesenen Handeln zu dessen Verankerung im sozialen Bewusstsein.

Aber – und auch dies stützt Jussens Medienwahl – jedes Zeugnis ist ein *eigenes* Ding und Verhältnis, markiert eine *spezifische* Ereigniskonstellation, Pfadposition und Wirkungsweite. Jussen spricht von seinen

Fällen als *Bildformularen* und *Bildlösungen* mit eigenem *Sinnhorizont*. Um sie zum Sprechen zu bringen und in weitere Zusammenhänge zu integrieren, verfährt er jeweils anders. Dadurch hat jedes um ein Kernzeugnis kreisende Kapitel – im Buch insgesamt sieben – einen anderen Zuschnitt. Um dies zu veranschaulichen, seien wenigstens zwei grob zusammenfassend referiert.

Im ersten Kapitel – *Das Grab der Turteltaube. Spuren einer epochalen Revolution* – wird das um 530 entstandene Grabmal fresco einer römischen Aristokratin in der Katakombe Commodilla als initiative Abbreviatur einer neuen, christlichen, dem römischen Ehe-, Verwandtschafts- und Totensorge-System radikal entgegenstehenden Glaubens- und Handlungsdisposition gedeutet: der überlebenslangen Monogamie samt ihrer parentalen Implikationen über den Tod hinaus. Dies in Gestalt der treuen, trauernden Witwe mit dem Namen *turtura*, wie die Beischrift erweist. Bekannt aus dem Physiologus (gr. 2. Jh. ff.), findet die *turtura* bald Bildgestalt als trauernde Turteltaube und wird rasch als *natürliche Figuration der wahrhaft christlichen Witwe* der kirchlichen Morallehre und ihrer institutionalisierten Kontrolle inkorporiert – mit tausendjähriger Geltung. Jussen erhebt mit seiner Darstellung das Grabmal fresco von 530 zum *prognostischen* Millennium-Signum.

Das abschließende siebte Kapitel – *Der Adam des jüngeren Holbein. Eine Ehescheidung, ein revolutionäres Bild und das Ende der Turteltaube* – gilt der dogmatischen *Bildsumme der evangelischen Konfession*, die seit den 1490er Jahren besonders durch Einblattdrucke verbreitet wurde: eine anti-päpstliche Bildpolemik, ausgehend von Wittenberg unter der Ägide von Luther und Cranach. Das Thema dieser allegorischen Abbreviatur der Reform(ation): alttestamentliches *Gesetz (lex)* versus evangelische *Gnade (gratia)*. Im Zentrum des Lehrbildes steht der von Sündhaftigkeit gequälte Adam, dem, bar des katholischen Wegs der rituellen Entschuldung, nichts anderes bleibt als die Hinwendung zum Gnadenopfer Christi. Jussen präsentiert zwei in den Rahmen dieser

Reformkampagne gehörende Bildlösungen, die der nach England umgesiedelte jüngere Holbein dort ca. 1535 auftragsorientiert ausgearbeitet hat: eine feinsinnige Gemälde-Version des Bildtyps von *Gesetz und Gnade* für einen privaten Kunden sowie den Holzschnitt des Frontispizes der ersten gedruckten *Bibel*-Übersetzung ins Englische. Mit beiden Bildwerken ‚bedient‘ Holbein, durchaus riskant, die neue Bekenntnis-Lage in England, die durch den Konflikt um die dispenslose Scheidung Heinrichs VIII. von Katharina von Aragon entstanden war. Was beide Bildwerke trotz aller Verschiedenheit im Detail eint, ist die ‚Tilgung‘ der Kirche als Buß- und Erlösungsagentur, im Gegenzug die Herausstellung der ausschließlichen Erlösungsmacht Christi (ohne Heilige), die Umpolung des Lehrdogmas auf die Einzelperson (*homo*) sowie die Kombination aller Figurationen mit didaktischen Beischriften. Man könnte die Botschaft abkürzen zu *sola fide, sola gratia, sola scriptura* – und *sine ecclesia*. Hinzu kommt im Frontispiz die Zentralinstanz des weltlichen Fürsten beziehungsweise Königs als oberster Kirchenherr – im scharfen Gegensatz zur tridentinischen papstkirchlichen Gnadenlehre, die Jussen abschließend am Epitaph des Hildesheimer Domherren Ernst von Wisberg von 1585 anschaulich macht. Der neue konfessionelle Dualismus bedeutet für Jussen das Ende der tausendjährigen ideologischen Hegemonie des *Epochenzeichens* der *turtura* für die büßende Gesellschaft. Neben die katholisch verwaltete sündentilgende Buße ist die protestantisch regierte reuebasierte Gnade getreten.

4. Thematisch: Die beiden referierten Kapitel bilden die Eckpfeiler des Buches – Bildformeln der Witwentreue und der Ehescheidung im Normenkanon und Kontrollfeld der katholischen Kirche – und gegen sie. Zwei weitere Kapitel handeln vom Verheiraten, vom Verwandtsein, vom Verwandtmachen: Kapitel 4 zentriert – anhand einer Zeichnung – um die monastisch monopolisierte Totensorge (Gedenken), um Sündentaxonomie und Bußdienste, Kapitel 6 – anhand von Holzschnitt, Altartafel und Drucken – um laikale Auswege aus dem Rigorismus der

kirchlichen Eheideologie – naheheliche Lust, Wiederheirat, Familienstammbaum.

Insgesamt erzählt, besser: ‚schildert‘ Jussen eine andere Geschichte, eine über die primären Relationen damaliger Vergesellschaftung, eine über die Sichtbarmachung der Ideologie und Praxis der Monogamie im lateineuropäischen Jahrtausend. Aber nicht nur! Gleiches Gewicht, das musste hier vernachlässigt werden, legt Jussen auf das Thema der Repräsentation von Machtspitzen – den Fall einer Sackgasse, veranschaulicht im Elfenbeintäfelchen (Kapitel 2), die zähe ost-westliche Auseinandersetzung über das *echte Bild des Herrn* in Ikone, Reiterfigur und Münzbild (Kapitel 3), ein umfassendes Schau-system kommunaler Regierungskunst im Großfresko (Kapitel 5) und eine kirchliche Medialisierung im Bibelfrontispiz durch die Monarchie (Kapitel 7). Alle stehen in der Patenschaft, sind im Zeichen einer tiefenhistorischen Pfadabhängigkeit der diskontinuierlichen Emergenz der heutigen ‚Zivilgesellschaft‘ organisiert, Jussens expliziter globalpolitischer Verankerung. Geschichtspunkte ‚für‘ seinen Standpunkt?

Ich kann Jussens wirklich wagemutiges, überraschungspralles und höchst solide recherchiertes Buch nicht einfach als gelesen beiseite legen. Jede seiner vier Provokationen hat längst zu Erwägungen geführt, von denen ich mir einige doch nicht verkneifen kann.

Zu 1: Jussens harsche Schelte des weiteren Gebrauchs des Mittelalter-Worts zwingt zur Abwägung, welcher Aufklärungseffekt der Begriffs- und Gebrauchsgeschichte zum ‚Mittelalter‘ für entscheidend erachtet wird: die Gewissheit eurozentrischer Zumutung und Überheblichkeit oder die globalhistorischer Neutralität – gleich welcher inhaltlichen ‚Ausfüllung‘.

Zu 2: Ist Jussens post-eurozentrisches Konzept der Offenheit – Pfadabhängigkeit, Ermöglichungsbedingtheit, Inselhaftigkeit – nicht doch anfällig für teleologische Indienstnahme? Seine Genealogie der Kommunalität beziehungsweise Zivilgesellschaft legt mir das nahe. Aber zugegeben: Wer kann derlei überhaupt vermeiden?

Zu 4: An Jussens Option für die Verwandtschaft und die politische Repräsentation als Schlüsselthemen seiner tausendjährigen Geschichte finde ich anstößig, wie wenig über die materiellen Formen des sozialen Lebens und deren dominiale und merkantile Indienstnahme in seine Geschichte eingegangen ist. Ich mache mich anheischig, dafür mancher Geschichtszeichen würdiges Bildgut beizubringen, das Jussens ideengeleitete Darstellungsform – zu seinem Gewinn! – unterfüttern könnte.

Zu 3: Jussens Umsetzung seiner mediologischen Wende ist das Hauptereignis seines Buches. Sie verdient intensive Auseinandersetzung, Nachahmung, Ausarbeitung. Dazu gibt es auch Forschungen und Dokumentationen ganz verschiedener Art aus den Bild-, Gebilde-, Gebäude- und Grabungsdisziplinen. All dies ist präsent, wartet gewissermaßen auf soziohistorische Nutzung. Eine wirkliche vielversprechende Lage! Aber es ist Jussens Verdienst, seine Medienauswahl zu beeindruckender Deutungsqualität verhelfen und zum Ganzen einer neuartigen Geschichte gebündelt zu haben. Er hätte dabei die Lesenden allerdings mehr im Klaren darüber halten sollen, wie verschlossen, wie ‚wenig‘ sinnautonom seine Bild-Stücke ohne das sie begleitende Schriftgut hätten bleiben müssen. Die Beschriften sind halt doch der Zugangsjoker für ihre Positionalität!

Nicht zuletzt: In seiner Beschreibung der Verschiebung des Glaubens-Fokus von der entschuldigenden Kirche zum auf göttliche Gnade angewiesenen Individuum namens Adam (Kapitel 7) spricht Jussen von der ‚negativen Anthropologie‘ der neuen protestantischen Zeit. Dieser Einfall ermutigt mich zur Schlussfrage, ob nun nicht auch nach einer ‚positiven Hominologie‘ im lateineuropäischen Jahrtausend gesucht werden sollte. Deren Bilder (und ihre Beschriften) warten auf ‚uns‘.

PS. Man freut sich an der Qualität und Glossierung der Abbildungen und benutzt die Register mit Gewinn!

Ludolf Kuchenbuch (Berlin)

Rolf Lindner, In einer Welt von Fremden. Eine Anthropologie der Stadt. Berlin, Matthes & Seitz, 2022, 290 S.

Rolf Lindner spürt mit seiner ‚Anthropologie der Stadt‘ einmal mehr der Magie der modernen Großstadt nach. Es geht um Alltag, Ästhetik und Urbanität seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und das aufregende Leben ‚In einer Welt von Fremden‘. Der Stadtforscher verknüpft Berliner Ereignisse mit Episoden aus anderen europäischen und US-amerikanischen Städten. Auf diese Weise öffnet er den Blick auf vielfach vernetzte Stadtlandschaften, die sich in ihren Praktiken und Sehnsüchten überschneiden, aufgrund ihrer Dispositionen aber auch spezifische Formen und eigenständige soziale Figuren hervorbringen.

Mit einem Text über das *Sehen* leitet Lindner den ersten Teil des Bandes ein: Die Zeilen, die dem Buch vorangestellt sind, stammen von dem Kunsttheoretiker und Architekten August Endell, der seit 1901 überwiegend in Berlin tätig war und dort vor allem Theater und andere Orte des Vergnügens geschaffen hat. Endell geht es um die Wahrnehmung dessen, was gegenwärtig, um die Wende des 19. hin zum 20. Jahrhundert, geschieht. All dies, so der Gestalter, erschließt sich denjenigen, die sehen können und verstehen. Denjenigen, die nichts sehen – weil sie ein ‚blödes Auge‘ haben –, erschließt sich das ‚Ungeheuerliche‘ an der Urbanität ihrer Zeit hingegen nicht. Lindners eigener Zugang wird in dieser Einlassung ebenfalls greifbar: Das Eintauchen und synästhetische Spüren, das Sich-Einlassen und Empfinden machen sein ganzheitliches Verständnis von Stadtanthropologie und vom Wesen der Kulturanalyse aus.

‚In einer Welt von Fremden‘ kulminiert Lindners langjährige Beschäftigung mit der modernen Großstadt und ihrer Genese. Nach ‚Berlin, absolute Stadt. Eine kleine Anthropologie der großen Stadt‘ von 2016 nimmt die nun vorliegende ‚Anthropologie der Stadt‘ den Faden wieder auf. Aus einer kulturanthropologischen Perspektive wird alles mit allem vernetzt: Als Flaneur streift der Autor durch die Metropole der Vergangenheit und zeichnet anhand von Erinne-

rungen, Reportagen, Texten über die Stadt, Gemälden und anderen visuellen Quellen nach, was die Qualität des Urbanen und seinen Reiz ausmacht. Dabei interessiert er sich vor allem für die Menschen, die einander zunächst einmal Fremden, die Berlin um 1900 angezogen hat – wie die sprichwörtlichen ‚Motten‘ das Licht –, und macht sich auf die Suche nach den kulturellen Figuren, die die Urbanisierung hervorgebracht hat.

Um das Faszinierende der sich entfaltenden, vielgestaltigen urbanen Lebenswelt einzufangen, hat auch August Endell 1908 ein Buch zur „Schönheit der großen Stadt“ herausgebracht. Lindner greift diesen Titel auf und lässt einführend niemand anderen als Reichskanzler Bismarck erklären, was die eigentliche Attraktion der Großstadt ist. Es sind weder in Aussicht stehende Zahlungen noch Gesetze, die für Sicherheit sorgen: *Babylon Berlin* ist das, was für die Menschen, die zu der Zeit zu Hunderttausenden als Heimatlose aus dem Osten in die Stadt ziehen, um ein Auskommen als Arbeiter:innen, Dienstbot:innen und Handwerker:innen zu finden, zuallererst zählt. Es ist der Zauber der Nacht, der Lichter und Inszenierungen, der alle Sinne gleichermaßen betört. Es ist das Versprechen von Freiheit, die es in der sozialen Enge kleiner Gemeinschaften nicht gibt.

Lindner widmet sich in seiner Anthropologie all denjenigen, für die das Leben in der Großstadt eine Verheißung war: vor allem Menschen außerhalb der ‚weißen‘, bürgerlichen, von christlichen Moralvorstellungen geprägten, heteronormativen Mitte. Dieser Ort ließ ihnen Raum, sich auf die Suche nach sich selbst zu machen, und bot kurzweiliges Vergnügen. Aus bürgerlicher Sicht war Berlin um 1900 moralisch höchst bedenklich, vor allem Frauen und Mädchen galt es vor Verderbungen zu schützen. Mit einem Exkurs über die Stadt im Regen wischt Lindner diese Bedenken weg und folgt mal dem Pinselstrich ihrer Künstler:innen, mal der Poesie ihrer Literat:innen. Nichts schließt er als Quelle aus, zieht eine Linie von der Hasenheide nach Coney Island und wieder zurück.

Auch in den zweiten Teil führt Lindner mit einem Zitat ein. Kurt Tucholsky fasst unter der Überschrift „Augen in der Großstadt“ treffend den Wahrnehmungsmodus der modernen Stadt: Es ist die Flüchtigkeit der vielen Begegnungen und damit auch der Chancen, die sich *en passant* ergreifen lassen und ebenso rasch vorübergehen, wenn man nicht unmittelbar reagiert. Indifferenz, eine Eigenschaft, die in der Stadt von Nöten ist, um angesichts ihrer Dichte zurechtzukommen, ist eben auch die Eigenschaft, die gebraucht wird, um Differenz leben zu können. Die titelgebende „Welt von Fremden“ verweist zugleich auf die Ambivalenz dieser Qualität und auf die Einsamkeit, die das Stadtleben mitunter unerträglich macht. Besonders evident wird das abgeklärte städtische Verhalten in der Art sich zu bewegen. Eine Fahrt im Fahrstuhl bleibt trotz physischer Nähe eine unverbindliche Situation. In der U-Bahn spiegelt sich das Flüchtige der Begegnungen ebenso, ein kurzer Moment mag genügen – um sich zu verlieben oder die Liebe seines Lebens zu verpassen. Die/der Städter:in weiß, wie sie/er zu blicken hat, ohne dem Gegenüber zu nahe zu treten und dabei zu filtern, was relevant zu sein scheint. Eine Kulturanalyse des Städtischen setzt dieselbe Fähigkeit voraus.

Mit Charles Baudelaire kommt Lindner schließlich darauf zurück, dass das Flüchtige nicht nur die Stadt, sondern überhaupt die Moderne meint. Urbanität ist ein Spiel mit Oberflächen und wechselnden Identitäten. Ausgehend von Theorien des Urbanen, wie sie Georg Simmel oder Louis Wirth entwickelt haben, setzt sich Lindner mit den Überlegungen des Sozialanthropologen Ulf Hannerz auseinander, der die Großstadt relativ formalistisch als Netzwerk der Netzwerke betrachtet. Im städtischen Kontext lösen Netzwerke familiäre Strukturen und andere, eng gefasste Systeme als soziale und kulturelle Organisationsformen ab. Mit der gewonnenen Freiheit müssen Beziehungen jedoch auf neue Weise geknüpft werden. Lindner zeichnet am Exempel der entstehenden Schwulenszene nach, wie sich Möglichkeitsräume im Gefüge der moder-

nen Stadt auf tun und Berlin in vieler Hinsicht zur Bühne wird. Im entsprechenden Kostüm können gesellschaftlich marginalisierte Menschen ihre Zugehörigkeit theatral zur Schau stellen. Der Schwulenszene diene das performative *Cruising* in der Öffentlichkeit dem wechselseitigen Erkennen. Von der historischen Bedeutung des Begriffs *queer* ausgehend, nimmt Lindner weitere Stadtbewohner:innen in den Blick, die nicht der Norm entsprechen und in dieser Wahrnehmung am Rande der Gesellschaft stehen. Als Typen und Originale scheinen sie ihre „deviante Lebensweise“, wie es im Buch heißt, erst unter urbanen Bedingungen ausbilden zu können und repräsentieren die Großstadt am Ende weit mehr als besagte Norm.

Mit einem Fragment aus Walter Benjamins Passagenwerk leitet Lindner den dritten Teil seines Bandes ein. Wieder geht es um das Sehen, diesmal ist es aber der Raum, der blinzeln fragt, was in ihm eigentlich geschieht. In der Forschungsgeschichte lässt sich nachvollziehen, dass Soziolog:innen und Ethnolog:innen die Großstadt über lange Zeit in urbane Dörfer aufsplitteten, um sich ihr mit ihren klassischen Methoden nähern zu können. Dabei sind es die darüber hinaus gehenden Verbindungen, die mit der Großstadt möglich werden und neue Räume strukturieren. Nicht nur in diesem Zusammenhang spielt die Stadt eine Rolle als Kontext, ihre je eigenen Voraussetzungen und Erfahrungen beeinflussen wesentlich, wie beispielsweise mit dem Thema Migration umgegangen wird. Von dieser habituellen Grundlage der Städte hängt wiederum das Imaginäre ab, das ein Image oder eine kulturelle Figur zum Beispiel im Zusammenhang mit Berlin typisch erscheinen lässt oder eben nicht. Angelehnt an Aleida Assmann spricht Lindner daher von der Großstadt als materiellem wie immateriellem Palimpsest. Seine Befunde kulminieren in der Feststellung, dass eine Stadt erst aufgrund ihrer Mythologie zu einer Metropole wird.

Mit seiner Wahrnehmungsgeschichte der modernen Großstadt, die gleichzeitig eine Wissensgeschichte der Stadtforschung und ihrer Fragen ist, versucht Rolf Lindner auf

verschiedenen Ebenen das Faszinierende zu fassen, das Berlin um 1900 ausgemacht hat und – ganz im Sinne von Robert Ezra Park und der Chicago School der Stadtsoziologie – über das eigene *Writing* auch die Atmosphäre der modernen Großstadt zu vermitteln. Wenngleich ganz unterschiedliche analytische Zugänge aus der Forschungsgeschichte diskutiert werden, wäre es angesichts der Fülle an Narrativen nur wenig verwunderlich, wenn in den Fußnoten auch ein Kommissar ermitteln würde. Schließlich ist dem Stadtanthropologen in erster Linie daran gelegen, die Dynamik der Urbanität ganzheitlich nachzuzeichnen und sie nicht zu zerstückeln. Lindner selbst ist der *Marginal Man*, der sich unermüdlich durch Berlin bewegt, und sich in historisch-anthropologischer Manier auf die Suche nach der „Welt von Fremden“ begibt. Bleibt anzumerken, dass auch München – in einem weiteren Band – durchaus häufiger als Referenz einbezogen werden könnte: August Endell jedenfalls hat sich vor seiner Karriere in Berlin in besonderer Weise um die Frauenbewegung und die lesbische Szene vor Ort verdient gemacht. Mit einem – jede Norm sprengenden – abstrakten Ornament in leuchtenden Farben hat er 1898 die Fassade des Hofateliers Elvira für die modernen, großstädtischen Fotografinnen Anita Augspurg und Sophia Goudstikker eindrucksvoll – und auch für die mit dem „blöden Auge“ nicht zu übersehen – in Szene gesetzt.

Simone Egger (Saarbrücken)

Louise Toupin, Lohn für Hausarbeit. Chronik eines internationalen Frauenkampfes (1972–1977) (Theorien und Kämpfe der Sozialen Reproduktion 4), Münster, Unrast, 2022, 424 S.

Die internationale Kampagne „Lohn für Hausarbeit“ provozierte innerhalb und außerhalb der Frauenbewegung. Die Forderung nach Bezahlung der Hausarbeit widersprach dem damaligen gesellschaftlichen Konsens, dass Frauen aus Liebe zu

Kindern und Ehemännern im Haus kochten, putzten, trösteten und sich ‚schön‘ machten. Den vermeintlichen Tugenden der Frauen ein Preisschild umzuhängen wurde als Tabubruch sondergleichen wahrgenommen. Auch die Mehrheit der Frauenbewegten stand der Forderung ablehnend gegenüber: Statt die Hausarbeit zu entlohnen sollten sich Frauen über gleichberechtigte Teilhabe an der Erwerbsarbeit ökonomisch von Haus und Mann befreien.

Die Politikwissenschaftlerin Louise Toupin arbeitet – ausgehend von der Gründung des Internationalen feministischen Kollektivs (IFK) 1972 – die Geschichte rund um die internationale Kampagne für einen Lohn für Hausarbeit detailliert auf. Die Grundlage der Studie sind sorgfältig aufbereitete Dokumente und Gespräche. Das Buch beleuchtet die theoretischen Bezüge *zum* und gleichzeitig die Befreiung *vom* Marxismus, und macht in einer historischen Rückschau die eigenständige feministische Theoriebildung sichtbar. Nicht umsonst grenzte sich die Neue Frauenbewegung, als autonome Frauenbewegung, von den männlich geprägten 1968er-Jahren ab: Erst diese Autonomie ermöglichte ihren bedeutenden, eigenständigen Beitrag zur Erweiterung von Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie. Ein umfangreiches Kapitel widmet sich den konkreten Forderungen und Aktionsformen der Bewegung. Interviews mit den Theoretikerinnen und Pionierinnen der Bewegung Mariarosa Dalla Costa und Silvia Federici runden die Dokumentation ab. Die Originalausgabe *Le salaire au travail ménager. Chronique d'une lutte féministe internationale (1972–1977)* erschien schon 2014 bei Les éditions du remue-ménage. Im Jahr 2022 wurde die deutsche Übersetzung mit einem Vorwort von Ilse Lenz im Unrast-Verlag herausgegeben.

Die bürgerliche Geschlechterordnung begriff die Hausarbeit als Ausdruck weiblicher Natur und maß ihr zwar insofern eine ökonomische Bedeutung zu, als dass sich ein Ehemann durch diese Arbeitsteilung mittels ‚Ernährerlohn‘ eine Familie leisten konnte, nicht aber als unmittelbare, unbe-

zahlte Leistung für die gesamte Gesellschaft und Wirtschaft. Die feministischen Theoretikerinnen der Kampagne für einen Lohn für Hausarbeit hielten demgegenüber fest, dass Hausarbeit keinesfalls Ausdruck von Natur oder Liebe sei; vielmehr sei die unbezahlte Arbeit von Frauen der Grundpfeiler der kapitalistischen Produktionsordnung. Denn ohne die Produktion von Arbeitern und Arbeiterinnen und die Reproduktion ihrer Arbeitskraft in den Haushalten, könnten auch keine Güter in Fabriken und Betrieben hergestellt werden. Sie definierten damit den Begriff der Arbeiterklasse neu und erweiterten ihn um die Hausfrauen, die zwar tief unten in die hierarchische Organisation der kapitalistischen Produktion eingereiht seien, aber gerade dadurch nun auch als handelnde Subjekte mit der Fähigkeit zum Umsturz der Gesellschaft erkannt wurden: weil sie die Macht hätten – mit der Verweigerung der Hausarbeit – den Prozess der Akkumulation zu unterlaufen oder zu sabotieren. Die Gewalt an Frauen einerseits und andererseits die ökonomische Abhängigkeit von (Ehe-)Männern und staatlichen Institutionen beziehungsweise Dienstleistungen dienten zur Aufrechterhaltung dieser spezifischen Ausbeutungssituation. Es ging demnach um eine neue Definition der Hausarbeit als menschliche und soziale Reproduktion in unmittelbarem Bezug zu Kapitalismus, Patriarchat und Staat. Hausarbeit und damit verbundene Erfahrungen von Frauen (auch von Gewalt und Ausbeutung) wurden so der kritischen Reflexion zugänglich gemacht, konnten sich zu kollektiven Erfahrungen verbinden und fanden in einer konkreten Forderung, oder vielmehr Strategie, Widerhall. Das macht die Texte und Analysen der Bewegung fortwirkend brisant und relevant.

1972 gründeten Mariarosa Dalla Costa, Silvia Federici, Selma James und weitere Frauen in Padua das IFK, aus dem die internationale Kampagne ‚Wages for Housework‘ hervorging. Der ursprünglich italienische Text *Donne e sovversione sociale* (1971) von Dalla Costa und in der englischen (1972) respektive deutschen (1973) Über-

setzung – *Die Frauen und der gesellschaftliche Umsturz* – von James ergänzt, gilt als Grundlage für die Bewegung. Das IFK hatte den Anspruch, eine Befreiungsbewegung für alle Frauen zu begründen, ausgehend von ihren alltäglichen Erfahrungen von Ausbeutung und Gewalt. In der Hausarbeit, die alle Frauen leisteten, sahen sie das verbindende Element, um die Spaltung zu überwinden, welche die kapitalistische Organisation unter den Frauen geschaffen habe: zwischen Frauen, die unbezahlt und bezahlt arbeiten, zwischen verheirateten und unverheirateten Frauen, zwischen Müttern und Kinderlosen, zwischen alten und jungen Frauen, zwischen weißen, schwarzen und indigenen Frauen, Frauen in den Städten und Frauen auf dem Land. Die Akteurinnen sprechen heute denn auch von einer intersektionalen Perspektive „avant la lettre“. Als wichtiger Beitrag dazu wird die Schrift von Selma James *Sex, Race and Class* (1973) hervorgehoben, in der die Verflechtungen verschiedener Herrschaftssysteme wie Race, Geschlecht, Klasse und Sexualität untersucht werden.

Das IFK war ein Netzwerk mit aktiven Gruppen in Italien, England, den USA, Kanada sowie der Schweiz und Deutschland. Für die Deutschschweiz machte Simona Isler (*Zwischen Arbeit und Befreiung*, 2011, und *Lohn für Hausarbeit*, 2015) die Lohn-für-Hausarbeit-Bewegung und die damit verbundenen Kontroversen zu bezahlter und unbezahlter Frauenarbeit innerhalb der Frauenbewegung zugänglich. Der Gruppe *L'Insoumise* aus Genf ist in Toupins Buch ein separates Kapitel gewidmet. Darüber hinaus findet sich eine Bachelorarbeit von Alexia Bonelli (*La stratégie*, 2018), welche sich mit den strategischen Aspekten eines Lohns für Hausarbeit beschäftigt. Für Deutschland waren es unter anderem Barbara Duden und Gisela Bock (*Arbeit aus Liebe*, 1977), welche die Debatte prägten. Kerstin Wolff (*Hausarbeit als Nebenwiderspruch?*, 2020) fasste diese zusammen. Von den Vertreterinnen der Bewegung sind zahlreiche Beiträge und Bücher veröffentlicht, welche einerseits als Quellen, aber auch als analytische Werkzeuge dienen können. Toupin

hat dazu eine umfangreiche Bibliographie zusammengestellt (S. 354–362).

Die Forderung nach einem Lohn für Hausarbeit wurde von den Akteurinnen als Strategie verstanden – mit dem vordringlichen Ziel, Hausarbeit als Arbeit sichtbar zu machen und ihre Funktion im Kapitalismus offenzulegen. Mit einem Lohn würden die Hausarbeiterinnen handlungsmächtig, um über Qualität und Quantität von vergesellschafteten Dienstleistungen zu verhandeln. Hausarbeit sollte neu kollektiv und vergesellschaftet unter den Bedingungen der Hausarbeiterinnen organisiert werden. Lohn für Hausarbeit wurde damit auch zum Machthebel, die Voraussetzungen der Arbeit außer Haus auszuhandeln. Die Herausforderung liege allerdings darin, Formen zu finden, „die, während sie die Frau vom Haus befreien, auf der einen Seite eine doppelte Knechtschaft der Frau vermeiden und auf der anderen Seite eine weitere Stufe der Kontrolle und Disziplinierung durch das Kapital verhindern,“ wie Dalla Costa in der zuvor genannten Übersetzung ihres programmatischen Texts formuliert (S. 27). Die Lohn-für-Hausarbeit-Aktivistinnen lehnten den Weg zur Emanzipation über Lohnarbeit ab. Unbezahlte Hausarbeit mit bezahlter Erwerbsarbeit einzutauschen, würde die gesellschaftliche Position von Frauen nicht verbessern. Im Gegenteil: Es lauere die Gefahr der Mehrarbeit für Frauen und einer potentiell doppelten, respektive dreifachen, Ausbeutung.

Die Bewegung „Lohn für Hausarbeit“ griff damit vor auf eine Debatte, die wir heute unter „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ führen. Ein Großteil der Frauen in den westlichen Industrienationen leistet heute viel Erwerbsarbeit, ökonomisch unabhängig sind aber nach wie vor die wenigsten – insbesondere Frauen, die Sorgearbeit leisten, sind es nicht. Allen, die sich mit diesem Umstand beschäftigen – sei es wissenschaftlich, politisch oder aktivistisch –, sei das Buch von Louise Toupin herzlich empfohlen. Angesichts der nach wie vor ungelösten Fragen zu Organisation und Verteilung von Arbeit und Einkommen zwischen den Geschlechtern und der damit verbundenen großen Un-

gleichheit ist die Auseinandersetzung mit den Analysen und Aktionsformen der Lohn für Hausarbeit-Bewegung aufschlussreich und bis heute nur lückenhaft aufgearbeitet. Einen bedeutenden Teil dieser Lücke schließt das Werk von Toupin. Es deckt Analysen und Werkzeuge auf, welche für die Geschichtsschreibung zur Frauenbewegung seit den 1970er Jahren wichtige Ergänzungen bilden und für viele aktuelle Debatten rund um die Gleichstellung von Frauen und Männer fruchtbar gemacht werden könnten.

Anja Peter (Bern)